

Zwischenzeitlich wird nun die endgültige Druckvorlage für die Quellentexte (Briefe und Tagebücher) erstellt; gerne hätten die Detmolder dabei schon ein dauerhaftes und zugleich Buch- und Internet-taugliches Speicherformat herangezogen, dies wird aber wohl aus Gründen der Arbeitsökonomie erst für den nächsten Band möglich sein.

Der detaillierte Gesamtplan von Dagmar Beck und Joachim Veit wurde anschließend von Eveline Bartlitz und Frank Ziegler kritisch unter die Lupe genommen und dadurch nochmals in einigen Punkten modifiziert. Nun aber kann das „Plan-Ausfüll-Verfahren“ ganz konkret weiterlaufen, so daß im kommenden Jahr mit der Fertigstellung der ersten Dreierkombination von Brief-, Tagebuch- und Kommentarband gerechnet werden kann – so unser aller Gesundheit und Tatkraft dies zuläßt.

„der Geist fliegt immer so weit dem elenden Schneken- gange des Gänsekiels vor“

Zu dem mit Unterstützung der Weber-Gesellschaft erworbenen Brief
Webers an Amalie Sebald vom 6. Dezember 1812
von Joachim Veit, Detmold

Zwei Ereignisse vom Juli letzten Jahres werden den Detmolder Weber-Knechten wohl lange in Erinnerung bleiben. An einem Freitagnachmittag klingelte zum wiederholten Male das Telefon; bei einer dieser Gelegenheiten meldete sich jemand aus einem sehr entfernten Ort: „Guten Tag, hier ist David Lowenherz, New York“ – durchaus etwas verwundert und stotternd kam mein Gegengruß, denn der Besitzer des berühmten Antiquariats *Lionheart* meldete sich erstmals in der Detmolder „Weberhöhle“. Er hatte eine ganz konkrete Frage: Ob wir einen Brief Webers an Amalie Sebald vom 6. Dezember 1812 kennen würden? Mit einem raschen Blick in die Briefdatenbank ließ sich diese Frage verneinen (ein einziger Brief an die Sebald vom 18. Februar 1814 war bei uns bis dahin nachgewiesen). Herr Lowenherz berichtete dann kurz von diesem Brief, zu dem ihm eine seines Erachtens nicht ganz zuverlässige Übertragung vorliege. Ob wir bereit wären, die Übertragung dieses, wie er finde, äußerst interessanten Briefes, in dem u. a. Goethe und Beethoven erwähnt seien, einmal zu kontrollieren und eventuell ein paar Informationen zu seiner Einordnung zu geben. Selbstverständlich

sicherte ich dies ebenso gerne zu wie volle Vertraulichkeit – denn immerhin erhielt ich wenige Stunden später per e-Mail-Anhang Farbscans des vierseitigen Briefes, den ich mit unbändiger Neugier noch in den späten Abendstunden in den Computer transkribierte und nach einer groben Kontrolle am nächsten Morgen postwendend wieder nach New York sandte, wobei ich zugleich ankündigte, mich in der neuen Woche um die zahlreichen kommentierungsbedürftigen Passagen des in der Tat äußerst spannenden Briefes zu kümmern.

Ganz so rasch sollte es dann doch nicht gehen – dem erfreulichen Freitag folgte ein etwas „schwarzer“ Montag, an dem im Musikwissenschaftlichen Seminar in der Etage, die auch die Weber-Knechte beheimatet, der vollständige Putz einer Decke herabstürzte, zum Glück ohne Personenschäden. Durch dieses zweite „Ereignis“ blieb die Etage für fast drei Wochen gesperrt, Arbeiten war nur unter erschwerten Bedingungen möglich. Dennoch ließen sich nach und nach viele der Anspielungen in diesem inhaltsreichen Brief, der Weber in einer ganz eigenartigen, sehr ungewohnten Stimmung zeigt, klären, obwohl manche der Andeutungen so dunkel sind, daß wohl selbst längerfristig keine Klärung möglich scheint. Eigenartig berührte auch die völlig ungewöhnliche Grußformel am Ende des Schreibens: „Ihr treuster Freund *Maria*“ – kurz, es handelte sich um ein Autograph, bei dem einem Weber-Forscher die Augen glänzen und das Herz übergeht. Lange war kein so bedeutender Brief aufgetaucht, noch dazu aus dem „Nichts“, denn auch in älteren Auktionsverzeichnissen war dieses Schreiben nicht nachgewiesen.

In den folgenden Wochen gab es noch mehrfache Mail-Wechsel über den großen Teich, zugleich aber die Bitte der „Weber-Gesellen“, doch an die Berliner Weber-Sammlung zu denken, falls der Brief einmal verkauft werden sollte. – Überraschend kam dann schon im Herbst des Jahres (das schöne und das weniger schöne Ereignis waren fast schon vergessen) die Nachricht, daß der Brief zum Verkauf anstünde. Es gelang dann der Staatsbibliothek zu Berlin, dieses besondere Dokument mit Hilfe der Weber-Gesellschaft zu erwerben. Da die Gesellschaft mit diesem Weber-Brief also in besonderem Maße verbunden ist, soll das Schreiben hier erstmals veröffentlicht werden¹.

¹ Für die Unterstützung beim Kommentieren dieses Briefes sei den Kolleginnen Eveline Bartlitz und Dagmar Beck ein herzliches Wort des Dankes gesagt.

CARL MARIA VON WEBER AN AMALIE SEBALD IN BERLIN
GOTHA, SONNTAG, 6. DEZEMBER 1812

An
Mademoiselle
Amalie Seebald
Wohlgebohren
zu
Berlin.
gegen Postschein
Lezte Straße
No: 1.

Am 27^t Nov: erhielt ich die theuren 2 Briefchen vom 30^t 8^{ber} und 20^t Nov: und setzte mich nachdem ich den Reichthum des *Couverts* entfaltet, in den Winkel eines *Sopphas* das Sie leider nicht kennen, das aber nur besucht und beseßen wird, wenn ich so recht mit Wonne und Bedächtlichkeit an dem erhaltenen zehren und schlürfen will. Hier fand ich nun mehr, viel mehr als ich gehofft hatte, und gab mich allem so hin, daß ich nicht mehr in *Gotha* war, sondern den ganzen schönen Vormittag verträumte, und also als ein trockner Geschäftsman wohl das Recht hätte recht böse zu seyn, über Ihre Liebe und Güte, und über einen gestohlenen Morgen an dem Sie mir so viel schenkten.

Ich beantworte Ihre Briefe nach dem Rechte der *ancienität*, und fange bey dem vom 30^t 8^{ber} an. Ich weiß es gehörig zu würdigen daß Sie sich mit mir beschäftigten, ehe noch eine schuldige Antwort Sie dazu auffoderte, wenn Sie gleich einige kleine Boßheiten mit einmischten ~~Wer~~ und es Z: B: der armen guten K:[och] sehr übel nehmen daß Sie sich mit ungewöhnlicher Wärme für meine GeistesKinder interessirt. das ist ja eben von jeher mein Jammer gewesen, daß, wie Sie selbst schreiben, Sie mich nicht so unbedingt und kühn lieben. Errinnert sich meine Amalie wohl wie ich über jenes bedingte Lieben denke? – Was ist denn das für eine Geschichte mit dem was ich an *Wollanke* von Ihnen geschrieben haben soll? = Sie wären verwöhnt = Sie ließen sich stets anbeten – und strebten bey jeder neuen Bekanntschaft danach? Obwohl ich nicht mehr weiß, was ich *Woll:[ank]* geschrieben habe, so weiß ich doch gewiß daß ich nicht das, oder wenigstens nicht so gesagt habe. ich laße dieß nicht auf mir sizzen und fodre strenge Rechenschaft, habe auch deßhalb schon *Wollanke* vor's Gericht gezogen. daß Sie verwöhnt sind, : nun, welches

weibliche Wesen mit solchen Vorzügen wäre das nicht? Sie ließen sich stets anbeten? das ist doch wohl ganz natürlich. denn, erstens, giebt es gar nichts bequemer auf der Welt als sich adoriren zu lassen, und, zweitens kann man es den Leuten gar nicht verwehren. den Nachsaz, mit dem darnach Streben – nego, zu deutsch, verneine ich. mit der selbst bey den vollkommensten Menschen nöthigen Einschränkung. Ja! hätten Sie in jenem Augenblick den fragenden Blick in meine Augen thun können, Sie wären gewiß beruhigt in sich gegangen.

Ach! welche Freudige Uebersaschung verursachte mir nur der Gedanke an die Möglichkeit Sie in Prag zu sehen. und gleich hinterher wird dieser schöne Sonnenblick durch das bestimmte Aussprechen der Unmöglichkeit, wieder vernichtet. Wie viel hätte ich Ihnen zu sagen, was sich nur sagen läßt. der Geist fliegt immer so weit dem elenden Schnekenge des Gänsekieles vor, daß ich sehr oft im Unmuth aufspringe und die Feder hinwerfe, weil ich doch überzeugt bin daß ich damit nicht wiedergeben, nicht aussprechen kann, was in mir lebt, spricht, fühlt und webt. Finden Sie also alles nur Fragmentarisch so haben Sie Nachsicht. Sie wissen daß es mir schwer wird, selbst Aug in Auge, mich aufzuschließen.

Der verbeßerte Gesundheits Zustand Ihrer theuren Mutter, erfreut mich tröstend für Sie. empfehlen Sie mich ihr aufs innigste. Auch dem Fürstlichen Freund sagen Sie alles Schöne in seiner Art von mir. ich habe Göthe'n viel von seiner Behandlung des Faust gesprochen, und aus voller Ueberszeugung gut, zur Freude Göthe'ns.

Obwohl ich ihm dießmal etwas näher rückte, so ist doch noch eine gewisse Mauer aus unsren beyden Künsten erbaut, zwischen uns, das klingt sonderbarer bey den so innig verwandten Künsten, aber ich habe die große Freude gehabt meine Bemerkungen hierüber an dem *Dr: Riemer* einem 15 Jährigen Hausfreunde *Göthes* als vollkommen wahr bestätigt zu hören[?]. dieser Geistvolle anspruchslose Mann hat mehr Antheil an Göthens Vollkommenheit als man glaubt und die Welt ahnden kann. ich traf ihn bey der Hofrätthin Schopenhauer, und fühlte eine seltsamme Offenheit ihm gegenüber in mir erwachen. ich bin sonst eben nicht sehr geneigt meine Ansichten jemand an den Kopf zu werfen, aber [an] dem Abend riß ich es mich fort mit Gewalt, und Er schien seltsam ergriffen von meinen Äußerungen über Göthe. Desto mehr und liebevoller zeigte sich *Wieland* gegen mich. Man kann den edlen Greiß nicht ohne Rührung sehen.

Ich hätte wahrlich das Recht Sie ein bischen auszuschelten. manchmal erscheint plözlich in Ihren Briefen ein tödtender Kalter Strahl von Fremdthun,

und unnöthiger Bescheidenheit. da es mir aber manche glückliche Stunde zurükruft wo ich es auch erlebte und dagegen eiferte, so will ich darüber schweigen, um der Erinnerung willen, sonst müsten Sie über Stellen wie folgende = Erlauben Sie auch ferner daß ich durch Ihre hiesigen Freunde, die Nachrichten erfahre, die Sie senden = oder, = Leider ist mein Geschwätz ohne Gehalt ich fühle es wohl, – aber wie wenig in der Welt hat eigentlich Gehalt *ppp*

ein tüchtiges Kapitel anhören. aber hier, wie ehemals, wissen Sie es gleich wieder gut zu machen, so gut – ja ich traue, und will haben daß Sie es auch thun, die kleinen Sticheleyen daß ich den Weibern im Leben schon so manches geglaubt haben müße, verschmerze ich großmüthig so wie die Prophezeiung daß ich noch viel glauben würde. daß erste ist halb wahr, das letzte Möglich, aber nicht wahrscheinlich. an dem Guten was ich geschaffen habe, haben wahrhaftig die Weiber direkte keinen Theil, es müste denn dadurch seyn daß sie mich in mich selbst zurückscheuchten, und mir im Bund mit anderen Stürmen, Kraft genug verliehen mir eine eigene Welt zu schaffen. Nur im Leidenschaftslosen Momente, im Augenblicke willkührlich herbeygerufener Begeisterung ist man fähig KunstWerke zu Tage zu fördern. Daß alles so kam und gieng mag gut seyn. der Unglaube und Glaube, daß Zutrauen und Mißtrauen, der Ernst und die Lust, das alles kocht sich in der Schiksals Retorte zu einem eigenen Träubchen. immer zu, ich empfangе alles mit Ergebung.

Ihre Bemerkungen über das Gute meiner Abreise, und der Gedanke daß uns vielleicht bald nicht einmal mehr unsre Briefe erreichen möchten, hat sich mich sehr wehmütig angeregt. Ein Glück ist es daß ich wenigstens dem letzteren mit Gewißheit widersprechen kann. ich reise ja weder nach Grönland noch Neuselland[?], und in dem freundlichen Italien *pp* wird mich stets das treffen was Sie mir widmen wollen; denn ohne den Willen wäre die Entfernung von 4 Schritten schon genug.

Da Sie so befehlen, so bewundre ich Ihre Enthaltbarkeit noch nicht an *Beethoven* geschrieben zu haben. dürfte ich aber meinen gewöhnlichen Maliziösen Ideen Raum laßen, so würde ich denken, daß Sie noch nicht Zeit, Stimmung, und Ruhe genug gehabt haben ihm so zu schreiben wie Sie gerne wollten, und es deßhalb unterlaßen hätten bis jezt. ich bin immer der Alte. nicht wahr? Nun! sehen Sie mich nur an, Sie sizzen zwischen Soppha und Ofen, und ich auf dem Soppha. ich hab's so böse nicht gemeint.

Berner ist und bleibt Mausestodt, und ich habe leider jezt nicht Zeit ihn durch ein höffliches Billetchen zum Leben zu erwekken. Von Prag aus werde ich dem faulen Hund eins versezzen.

Es thut mir wohl daß meine Lieder Sie erfreuen. die Verwandtschaft mit dem braven Naumann ist wie Sie glauben, mir unbewußt entstanden, den[n] ich kenne nichts als seine Medea. doch schäme, gräme und ärgere ich mich gar nicht darüber. Zudem ist dieß von mir schon 1808 componirt worden. Was Sie von unserm Freunde W: sagen, glaube und unterschreibe ich. sein Talent ist nur ein weibliches. Liebevoll empfangend und wiedergebend, als eigentlicher Schöpfer schwerlich je dastehend.

Ihrem Auftrage gemäß berichte ich Ihnen daß die Fr: *v. Mengden* noch in Humelshayn ist. ich weiß mehr von diesen Verhältnißen als Sie vielleicht ahnden können, und beschwöre Sie daher dieses höchst unglückliche Wesen nicht in seiner kümmerlichen Ruhe zu stören. denn wenn ich recht ahnde so kommt die Frage nach ihr von der Seite der Fr: von der *Recke*. Sie ist unendlich arm und ganz außer Stand etwas zu thun. Wißen Sie oder der Frager das Ganze so ist diese wahre Notiz genug, alle ferneren Fragen nach ihr abzuschneiden. benutzen Sie sie nach Gutdüncken – in Ihre Hände lege ich es.

Leben Sie wohl theure Amalie, ich habe mich bekehrt und glaube, halten Sie nun auch den Glauben aufrecht und geben Sie mir recht oft Nachricht von Ihnen. denken Sie daß alles was Sie angeht mir lieb und werth ist besonders die Gewißheit daß in Ihrem Andenken lebt Ihr treuster Freund *Maria*.
Gotha d: 6^e *December* 1812.

[P. S.]

Weil das faule Gustelchen mir immer nur so ein paar Zeilchen krizzelt, so speise ich es auch wieder so ab, bin aber doch gehörig dankbar auch nur für das wenige, und wenn Sie zufrieden sind mit diesem noch wenigern, so bewundere ich Ihre Großmuth und denke dabey, ach Sie weiß doch daß du Sie recht von Herzen lieb hast, wenn du es auch nicht mit Bogen beweißt.

Drauf bauend nenne ich mich kurz und gut Ihren wahren

Freund *Weber*.

1 DBI. (4 b. S. einschl. Adr.), Siegelrest; Poststempel: „R. 3. GOTHA. | CHARGÉ“; verschiedene Postvermerke in Röteln und schwarzer Tinte; Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz, Signatur: 55 Ep 421

Weber schrieb diesen Brief während seines Aufenthalts am Gothaer Hof, wo er nach einem Besuch in Weimar am 6. November 1812 wieder eingetroffen war. Es handelt sich um einen der zahlreichen Briefe an die Berliner Freunde, in denen Weber immer wieder die positiven Erinnerungen an seinen dortigen Aufenthalt (bis Ende August 1812) anspricht. Der Brief ist an Amalie Sebald (1787-1846) gerichtet, die mit ihrer im Postscriptum angesprochenen Schwester Auguste (1792-1861) zu Webers engerem Freundeskreis in Berlin zählte. Beide waren als begabte Laiensängerinnen Mitglied der Singakademie, Amalie wirkte dort von 1803 bis 1827 auch als Solistin und war später von 1825 bis 1828 sogar im Vorstand tätig. Sie wohnte 1812 in der heutigen Dorotheenstraße (früher *Hinter-Gasse* und danach bis 1822 wie in der Adresse angegeben *Letzte Straße*, weil sie von den älteren Straßen die letzte war).

Aus Webers Brief geht eine sehr enge Vertrautheit mit Amalie hervor. Er hatte die beiden Schwestern (und ihre im vierten Absatz genannte Mutter Wilhelmine) laut Tagebuch seit April 1812 sehr häufig besucht, Amalie gelegentlich nach Konzerten auch nach Hause gebracht. Im Tagebuch begegnet allerdings noch eine zweite *Amalie*, die am 13. April 1812 in Verbindung mit einem Besuch bei Sebalds (hier noch „Seewald“ geschrieben) genannt ist, wo es heißt: „Nachtische zu Mlle. Seewald ein liebenswürdiges kluges Wesen die älteste. von da zu A. man sollte beynah glauben sie liebte mich, wenigstens habe ich noch keine gefunden die mit solchem Aufwande von Zärtlichkeit und Ausdruck an mir hienge. da ich aber das Volk kenne so täuscht mich nichts.“ Diese *Amalie* ist bereits am 7. April erwähnt, sie wird stets ohne Nachnamen genannt. Dagegen taucht Amalie Sebald gewöhnlich in Verbindung mit dem Nachnamen auf. Man muß daher bei der Bewertung der Tagebucheinträge mit Vorsicht verfahren. Auch wenn die beiden erhaltenen Briefe Webers an Amalie Sebald einen ganz eigenen, sehr vertraulichen Tonfall zeigen², ist zu bedenken, daß eine durchaus vergleichbare Vertraulich-

² So heißt es z. B. in dem Brief vom 18. Februar 1814 (*D-B*, Mus. ep. C. M. v. Weber 13) u. a.: „Gott gebe Ihnen einen guten Tag, – fängt Ihr letzter Brief an mich an, – und er gab mir ihn durch Ihren Brief. Ja, wenn mir auch dieser süße Glaube benommen würde daß es doch noch manche treue Seele in der Welt giebt, die mit Herzlichkeit an mich denkt und aus der Ferne den Antheil nimmt der immer die Wesen sich nahe erhält, – so möchte ich schon gar nicht mehr leben, wozu ich manchmal schon die Lust ohnedieß verlohren habe. Wenn ich nicht an Sie schriebe, meine gute liebe Amalie, so würde ich mit Entschuldigungen über mein langes Stillschweigen anfangen. nemlich über jenes Stillschweigen das dem andern die Handgreiflichen Beweise versagt. Aber ich weiß, daß Sie wissen – ich schwieg nicht. es spricht immer laut und deutlich in mir, wenn es einmal so gesprochen hat.

keit auch in den Briefen an die Gesangslehrerin Friederike Koch (1782-1857; sie war ebenfalls Mitglied der Singakademie) oder an den Berliner Zoologen Hinrich Lichtenstein herrscht³.

Auch der im zweiten Absatz erwähnte Jurist und Liebhaber-Komponist Friedrich Wollank (1782-1831) gehörte zum engeren Berliner Freundeskreis und war ebenfalls Mitglied der Singakademie sowie 1808 Mitbegründer der Zelterschen Liedertafel. Am 19. Februar 1811 war in Berlin sein Singspiel *Der Alpenhirt* (Text von H. W. Löst) aufgeführt worden. Vorausgehende Briefe an ihn sind im Tagebuch Webers am 5. Oktober und 5. Dezember 1812 eingetragen. Weber hatte Wollank auch als Mitarbeiter an die *AmZ* empfohlen, für die Wollank in Webers Auftrag eine Rezension der *Silvana* verfaßte⁴.

Mit dem vierten Absatz kommt das Gespräch dann auf Goethe und dessen *Faust*. Bei dem in diesem Zusammenhang genannten „Fürstlichen Freund“ der Amalie handelt es sich um Anton Heinrich Fürst von Radziwill (1775-1833), in dessen Hause Weber u. a. im März 1812 zusammen mit Heinrich Baermann musiziert und in diesem Rahmen erstmals das *Adagio* seines Klarinettenquintetts op. 34 vorgestellt hatte. Besuche und gemeinsames Musizieren bei dem Fürsten sind im Tagebuch häufiger erwähnt. Radziwill hatte Szenen aus Goethes *Faust* vertont, auf die Weber im folgenden anspielt. Während eines späteren Aufenthalts in Berlin hat Weber Teile dieser Vertonung sogar gehört, denn er berichtet am 25. Juni 1816 an Caroline Brandt: „d: 17^t Abends wo Du so eine Angst hattest, hat mich wirklich der Teufel in seinen Klauen gehabt. ja ja, gewiß. denn ich ersehe aus meinem Tagebuche,

[...] Sie würden Ihren Freund kaum wieder erkennen liebe Amalie. Sie machten mir sogar damals schon oft den Vorwurf von Finsterem verschloßenem Wesen, nun bin ich so ernst und trübe geworden, daß gar nichts meine Seele Freudig erheben kann, als die Erinnerung. doch stille davon. – Sie sind recht gut, daß Sie meine Arbeiten noch so vorziehen und hegen und pflegen, ich bedarf wirklich dieser liebevollen Aufmunterung denn zuweilen traue ich mir gar keine Schöpfungskraft mehr zu. [...] Auch dieß Blatt geht zu Ende und ich hätte noch so viel, so viel mit Ihnen zu plaudern, aber was nützt das, man kann Folianten voll schreiben, aber doch nicht das aussprechen was sich in einer 4tel Stunde durch die Kunst und Mitgefühl verschönt, erfüllen läßt.“

³ Vgl. dazu Wilhelm Virneisel, „Aus dem Berliner Freundeskreise Webers. Unveröffentlichte Briefe Webers an Friederike Koch“, in: *Carl Maria von Weber. Eine Gedenkschrift*, hg. von Günter Hausswald, Dresden 1951, S. 52-99 und *Briefe von Carl Maria von Weber an Hinrich Lichtenstein*, hg. von Ernst Rudorff, Braunschweig 1900. Zu Friederike Koch vgl. ausführlicher Evelyne Bartlitz, „Wen in der Welt interessiert Frl. Koch ...?““, in: *Weber-Studien*, Bd. 3, Mainz u. a. 1996, S. 27-54.

⁴ „Ueber die Oper: *Silvana*, von Carl Maria von Weber, und deren Darstellung auf dem kön. Theater in Berlin“, in: *AmZ*, Jg. 14, Nr. 35 (26. August 1812), Sp. 572-581.

daß nachdem Morgens die Probe der Kantate gewesen war, ich Abends beym Fürst *Radzivil* die Szenen aus dem *Faust* von Göthe gehört habe, die er *componirt* hat. Teiferl hat mir aber nichts gethan, sondern mir viel Vergnügen gemacht, und sogar das viele Gefrorne was ich bey ihm gezeuget habe, hat mir nichts geschadet.“⁵

Webers zwiespältiges Verhältnis zu Goethe ist in der Literatur mehrfach erörtert worden. Am 1. November 1812 heißt es in einem Brief an Hinrich Lichtenstein dazu: „Es ist eine sonderbare Sache mit der näheren Vertraulichkeit Eines großen Geistes. Man sollte diese Heroen nur immer aus der Ferne anstaunen.“, und in einem Brief an den mit Friederike Koch befreundeten Arzt Ferdinand Flemming vom 30. November 1812 schreibt Weber: „Mit Göthe bin ich etwas näher gerückt als sonst, aber mit Papa *Wieland* stehe wirklich auf einem herrlichen Fuße, der alte Herr erzeigt mir unendlich viele Liebe.“⁶ Der vorliegende Brief bringt erstmals wieder neue Details und erwähnt auch die bisher nur nach dem Tagebuch bekannte Begegnung mit Friedrich Wilhelm Riemer (1774-1845), der von September 1803 bei Goethe als Hauslehrer angestellt war, im März 1812 aber seine Stelle bei Goethe zugunsten einer Professur am Weimarischen Gymnasium aufgegeben hatte.

Deutlich wird aber auch in diesem Brief, daß das Verhältnis zu dem Dichter Christoph Martin Wieland (1733-1813) ein wesentlich entspannteres war. Ihn traf Weber bei Johanna Schopenhauer, die donnerstags und sonntags Abendgesellschaften veranstaltete, welche Weber als „angenehm“ charakterisierte und bei denen er auch als Pianist auftrat⁷.

Zu den besonders interessanten Details des Briefes zählt sicherlich die Erwähnung Beethovens – und vor allem die Art dieser Erwähnung. Amalie Sebald war im Sommer 1811 in Teplitz mit Beethoven zusammengetroffen⁸.

⁵ Weber hat im übrigen im August 1818 das Angebot einer eigenen Vertonung des *Faust*-Stoffes mit dem Hinweis auf die damals bereits existierende Oper Louis Spohrs abgelehnt. Als er 1824 mit dem Londoner Covent-Garden Theatre wegen der Komposition einer Oper verhandelte, war ursprünglich ebenfalls der *Faust*-Stoff vorgeschlagen worden – eine Idee, die Weber aber in einem Brief an Charles Kemble erneut verwarf.

⁶ Vgl. dazu detaillierter Dagmar Beck, „Carl Maria von Weber und Weimar. Quellen und Dokumente“, in: *Weberiana* 11 (Sommer 2001), S. 5-15.

⁷ Vgl. dazu den in der vorstehenden Anmerkung angegebenen Aufsatz von Dagmar Beck und das Tagebuch vom 5. November und 24. Dezember 1812.

⁸ Vgl. Ludwig van Beethoven, *Briefwechsel. Gesamtausgabe. Band 2. 1808-1813*, im Auftrag des Beethoven-Hauses Bonn hg. von Sieghard Brandenburg, München 1996, Briefe Nr. 518, 521 u. 526.

Von ihrer erneuten Begegnung mit Beethoven im Sommer 1812 in Teplitz sind eine Reihe von Briefen Beethovens erhalten, aus denen ein sehr vertraulicher Umgang beider hervorgeht⁹. In Beethovens letztem, offensichtlich kurz vor der Abreise Amalie Sebalds geschriebenen Brief vom 22. September 1812 heißt es u. a.: „Was träumen sie, daß sie mir nichts seyn können, mündlich wollen wir darüber liebe *A.* reden, immer wünschte ich mir, daß ihnen meine Gegenwart ruhe Frieden einflößte, und daß sie zutraulich gegen mich wären [...]“¹⁰. Da Gegenbriefe Amalie Sebalds an Beethoven (mit Ausnahme eines kurzen Billets¹¹) nicht erhalten sind, bleibt offen, ob sich die Bemerkung Webers, er „bewundere Ihre Enthaltbarkeit noch nicht an *Beethoven* geschrieben zu haben“, auf ein als zu zutraulich empfundenes Verhältnis Amalie Sebalds zu Beethovens bezieht. Dagegen erhalten Spekulationen, Amalie Sebald könne u. U. in den Kreis der Personen gehören, die als Adressat des Briefes an die „unsterbliche Geliebte“ in Frage kämen, durch den Brief keine Bestätigung¹².

Am Ende des Briefes kommt Weber dann zu eher persönlichen Dingen. Der erwähnte Berner, der „Mausetodt“ sei, ist der Breslauer Pianist Friedrich Wilhelm Berner (1780-1827), den Weber seit seinem dortigen Aufenthalt (1804-1806) kannte. Ihn hatte er am 18. Mai 1812 in Berlin wiedergetroffen, wohin Berner mit Joseph Ignaz Schnabel gereist war, um die Einrichtung der Zelterschen Singakademie näher kennenzulernen, da eine ähnliche Anstalt für Breslau geplant war. Am 29. Mai ist in Webers Tagebuch ein Besuch mit Berner bei Sebalds vermerkt. Weber machte ihn in Berlin auch mit den Ideen des *Harmonischen Vereins* vertraut, in den Berner im Herbst 1812 (nach Übersendung der Vereins-Satzung am 23. September 1812) aufgenommen wurde; von Aktivitäten für den Verein ist allerdings nichts bekannt¹³. Webers Klage bezieht sich offensichtlich auf ein fehlendes briefliches Echo Berners.

⁹ Ebd., Briefe Nr. 593 und 595-601.

¹⁰ Ebd., Bd. 2, Nr. 601, S. 295.

¹¹ Ebd., Bd. 2, Nr. 598a, S. 292; es handelt sich lediglich um eine Rechnung für ein Essen, die Amalie ihm mit den Worten „Mein Tyrann befiehlt eine Rechnung – Da ist sie“ übersandte.

¹² Dieser „Dauerbrenner“ der Beethoven-Forschung hinsichtlich der Auslegung seines Briefes vom 6./7. Juli 1812 (vgl. *Briefe*, wie Anm. 8, Bd. 2, Nr. 582, S. 268-272) gilt inzwischen eigentlich als „gelöst“; vgl. dazu die im Kommentar der Briefausgabe S. 272 angegebene Literatur. Schon der Unterschied der Anrede („du“ statt des in den Briefen an Amalie Sebald verwendeten „Sie“) widerlegt alle Spekulationen in dieser Richtung.

¹³ Vgl. hier *Weber-Studien*, Bd. 4/1, Mainz u. a. 1998, S. 12f.

Bei den erwähnten Liedern handelt es sich wohl um die im Oktober 1812 bei Schlesinger erschienenen 6 Gesänge op. 23¹⁴; konkret angesprochen ist die Nr. 1 des Zyklus, das Liebeslied *Meine Farben* JV 62 (Text von Friedrich Lehr), das schon 1808 in Ludwigsburg entstanden war. Mit welchen Liedern Johann Gottlieb Naumanns (1741-1801) die Weberschen verwandt sein sollen, ließ sich bisher nicht ermitteln. Amalie Sebald kannte vermutlich Naumanns Vertonungen der Gedichte ihrer Freundin Charlotte Elisa von der Recke (1756-1833); Weber erwähnt nur die Bekanntschaft mit Naumanns opera seria in drei Akten *Medea in Colchide*, die in Berlin schon am 16. Oktober 1788 erstmals aufgeführt worden war.

Mit dem im drittletzten Absatz des Briefes angesprochenen „Freunde W.“ ist wahrscheinlich nicht der schon im zweiten Absatz erwähnte Justizrat Wollank gemeint, der auch komponierte, sondern vermutlich der Berliner Kapellmeister Bernhard Anselm Weber (1764-1821), zu dem Weber nicht im allerbesten Verhältnis stand. Schließlich wird noch eine Frau von Mengden genannt, vermutlich Wilhelmine von Mengden, geb. Sivers, aus Livland, deren Name in Goethes Tagebüchern 1812/1813 zusammen mit Caroline Friederike von Berg, geb. von Häsel, Hofdame der Herzogin von Cumberland, begegnet¹⁵. Da letztere Beziehungen zu der Frau des gothischen Kammerherrn und Oberhofmeisters zu Hummelshain, Friedrich Freiherr zu Ziegessar, hatte, läßt sich – wenn auch auf „Umwegen“ – auf die von Weber genannte Dame schließen, ohne daß sich bisher Näheres zu Frau von Mengden ermitteln ließ.

So erschließt sich mit diesem Brief, bei dem Weber den Eindruck hatte, sein Geist fliege immer „dem elenden Schneke gange des Gänsekieles vor“, ein weiter Horizont an Beziehungen und zugleich wirft er ein bezeichnendes Licht auf Weber selbst: Mit großer Deutlichkeit zeigt sich darin, wie sehr Weber in seinem künstlerischen Wirken von dem Echo gleichgesinnter Freunde und Freundinnen abhängig war. Auch insofern ist dieser Brief, der nun in der Nähe des zweiten Briefes an Amalie Sebald sein neues Zuhause gefunden hat, eine wertvolle Bereicherung der Berliner Bestände.

¹⁴ „Sechs Gesänge | mit | Begleitung des Pianoforte | componirt | von | Carl Maria von Weber. | Opus 23. | Eigenthum des Verlegers. | Berlin, | in der Schlesingerschen Musikhandlung. | Preis I Thlr.“. Die Sammlung enthält die Lieder JV 62, 70, 117, 130, 133 und 136.

¹⁵ Vgl. Johann Wolfgang Goethe, *Briefe. Tagebücher. Gespräche (Digitale Bibliothek, Bd. 10)*, Berlin 1998, wiedergegeben nach der Weimarer Ausgabe, 3. Abteilung, Bd. 4, S. 311 u. Bd. 5, S. 56.